

FUNDGRUBE

HEIMATGESCHICHTLICHE BEILAGE DER PEGNITZ-ZEITUNG

Karl IV. und die „Kammerknechte des Heiligen Römischen Reichs“

Zum Umgang des Kaisers mit den Juden während der Pogrome

Patrick Tattermusch

Judenpogrome und -verfolgungen sind keineswegs ausschließlich Schreckensereignisse des 20. Jahrhunderts. Bereits im Mittelalter kam es immer wieder zu Übergriffen auf Juden. Schon während des ersten Kreuzzugs 1096 fielen Kreuzfahrer in mehreren Städten über die spätestens seit dem 9. Jahrhundert als „Jesusmörder“ geächtete Volksgruppe her. Auch unter der Herrschaft Karls IV. kam es in weiten Teilen seines Reichs zu Vertreibungen und Massenmorden an jüdischen Personen. Besonders betroffen waren die

größeren Städte, unter anderem auch Nürnberg und Frankfurt. Doch welche Rolle spielte der König? Wie reagierte er darauf? Traf er Maßnahmen, um der schrecklichen Geschehnisse Herr zu werden, oder war er gar an den mörderischen Untaten der Jahre 1347 bis 1350 beteiligt?

Will man diese Fragen klären, so ist es unerlässlich, zuerst einen Blick auf das 14. Jahrhundert zu werfen und die Rahmenbedingungen der Herrschaft Karls IV. zu beleuchten. Im Gegensatz zum vorherigen Jahrhundert, das von einem

günstigen Klima profitierte, wodurch die Bevölkerungszahl in Europa von zehn auf 13 Millionen anstieg, riesige Ackerflächen entstanden und sich gleichzeitig die Städte immer weiter vergrößerten, hatten die Menschen des 14. Jahrhunderts mit dem zu kämpfen, was die Forscher als „Kleine Eiszeit“ bezeichnen. Nasskalte Sommer ließen die Ernte auf den Feldern verfaulen. Schwere, lange Winter störten die Vegetationsphasen. Besonders schlechtes Wetter brachte das Jahr 1315, als es von Mai bis Herbst nahezu ununterbrochen regnete, was eine der schlimmsten Hungersnöte der

deutschen Geschichte zur Folge hatte. Dem nicht genug, suchten gigantische Schwärme von Wanderheuschrecken die Menschen heim und vernichteten den Rest der Ernte, den die klimatischen Bedingungen noch gelassen hatten. Auch in den Städten



Aus dem Inhalt

Karl IV. und die „Kammerknechte des Heiligen Römischen Reichs“	Seite 1-4
Karl IV. (1316 – 1378) und Karl der Große (747/748 – 814)	Seite 5-6
Interview mit Karl IV.	Seite 7-8
Der 4. März 1919 und der Kampf der Sudetendeutschen um das Selbstbestimmungsrecht	Seite 9-10
Von Sandau nach Schnaittach	Seite 11-16

Abb. 1: Heuschreckenplage aus Hartmann Schedels Weltchronik von 1493.

war man nicht vor der Natur geschützt. (Abb. 1)

Am 22. Juli 1342 traten Rhein, Main und Donau über ihre Ufer und verwüsteten Köln, Mainz sowie Frankfurt. All diese Ereignisse verbreiteten unter den tiefgläubigen Menschen der christlich geprägten Gesellschaft jener Zeit Angst und Schrecken und wurden als Strafe Gottes und als Vorboten der in der Bibel angekündigten Apokalypse gesehen. Die schlimmste Katastrophe dieses Zeitalters war allerdings der Ausbruch der Pest. Walter Buckl bezeichnete sie zu recht als „das gravierendste Schreckensereignis des Jahrhunderts“¹.

Als der Mongole Khan Djanibek 1346 die genuesische Handelsniederlassung Kaffa auf der Krim belagerte, musste er feststellen, dass die Seuche auch innerhalb seines Heeres erste Opfer gefordert hatte. Einer eher zweifelhaften Quelle nach ließ der Heerführer Pesttote über die Mauern der Stadt schleudern, bevor er die Belagerung abbrach. Ob diese Anekdote nun wahr ist oder nicht, auf jeden Fall breitete sich die Pest rasant in den genuesischen Handelsniederlassungen aus und wurde von dort weiter nach Konstantinopel und Messina getragen.² Bald wütete sie auch in Frankreich, Spanien und schließlich in Deutschland, wobei interessanterweise weite Teile Süddeutschlands und Polen verschont blieben. Beschleunigt wurde ihr Ausbreiten durch die schlechten hygienischen Verhältnisse. In den großen Städten lebten nicht nur Menschen, sondern auch Nutztiere. Müllbeseitigung oder Hygienevorschriften gab es nicht, dafür aber große Rattenpopulationen. Ideale Bedingungen also für den Pesterreger *Yersinia Pestis*, benannt nach seinem Entdecker Alexandre Yersin. Nachdem eine erkrankte Ratte verendet war, suchten sich die auf ihr lebenden Flöhe einen neuen Wirt. Wurde ein Mensch von so einem Floh gebissen, gelangte der Erreger in die Blutbahn und die Betroffenen waren im Anschluss hoch ansteckend. Schnell bildeten sich dunkle Hautverfärbungen, einhergehend mit einer Verdickung der Lymphdrüsen und hohem Fieber. Atmete man den Erreger ein, legte er sich auf die Lungen und führte zur tödlichsten Variante des „Schwarzen Todes“, der Lungenpest. Bei dieser Art von Übertragung spricht man von Zoonose. Darunter versteht man von Tier zu Mensch und von Mensch zu Tier übertragbare Infektionskrankheiten. Die Definition der Weltgesundheitsorganisation (WHO) von 1959 besagt einschränkend, dass Zoonosen Krankheiten und Infektionen sind, die auf natürliche Weise zwischen Mensch und anderen Wirbeltieren übertragen werden können. Wenn die Krankheit getroffen hatte, für den

gab es meist keine Rettung mehr. Ohne Penicillin oder andere Antibiotika waren die Ärzte der damaligen Zeit nicht in der Lage, der Seuche Herr zu werden. Dennoch gelangen ihnen einige erstaunliche, meist zufällige, Beobachtungen, auf deren Grundlage sie einige durchaus sinnvolle Verhaltensregeln aufstellten. So sollten Häuser infizierter Personen ausgeräuchert, der Kontakt zu Kranken und Toten sowie deren Kleidung gemieden und sowohl Wäsche als auch Hausrat verbrannt werden. Doch auch diese Maßnahmen konnten nicht verhindern, dass zwischen 1347 und 1351 circa ein Viertel der europäischen Bevölkerung *Yersinia Pestis* erlag.³

Auch die etwa tausend jüdischen Gemeinden in Deutschland blieben nicht von der Pest verschont. Den Juden kam in der mittelalterlichen Gesellschaft eine Außenseiterrolle zu⁴, die noch dadurch verstärkt wurde, dass man sie unter Berufung auf Genesis 25,23 als Knechte der Christen (*Servitus Juudeorum*) betrachtete. Des Weiteren besaßen sie keine gesellschaftlichen Rechte und standen unter Fremdenrecht, womit sich allerdings der Schutz einer besonderen Rechtsordnung verband: der „Judenschutz“, der sie unmittelbar dem König als sein Eigentum unterstellte.⁵ Der Schutz durch den König bestand seit Karl dem Großen. Friedrich II. privilegierte die Juden schlussendlich als „Kammerknechte“, was den königlichen Schutzauftrag explizit herausstellte, die Juden aber auch zu hohen Steuerleistungen gegenüber ihrem Herrn verpflichtete.⁶ Das Problem war die Möglichkeit des Königs, sein Judenregal, also das Recht, jüdische Steuern einzuziehen, auf seine Lehensleute zu übertragen, was die Juden zum Spielball politischer und wirtschaftlicher Interessen machte. Der Judenschutz verlor dadurch oft seine Wirkung, was auch die Pogrome Mitte des 14. Jahrhunderts verdeutlichten.⁷ Auffällig ist jedoch, dass die Pogrome zumeist noch vor dem Ausbruch der Pest stattfanden. Die allgemein angespannte Stimmung wurde genutzt, um interne politische und soziale Kontroversen auszutragen. Nur in wenigen Ausnahmefällen war die Obrigkeit in den Städten, insofern sie überhaupt dazu bereit war, in der Lage, die jüdische Bevölkerung zu retten. Religiöse Motive, wie bei den Pogromen der Kreuzzüge, fehlten nahezu gänzlich. Man warf den Juden weder Hostienfrelve noch die Ermordung christlicher Kinder, was Gründe früherer Ausschreitungen gewesen waren, vor. Allerdings traute man ihnen u.a. zu, die Brunnen vergiftet zu haben und damit für den Schwarzen Tod verantwortlich zu sein.⁸ Diese Vorwürfe waren selbstverständlich haltlos. Auch die jüdischen Gemein-

den innerhalb der Stadtmauern waren von der städtischen Wasserversorgung abhängig und hätten sich dementsprechend durch Brunnenvergiftungen selbst geschadet. Papst Clemens VI. erkannte diese Widersprüche, indem er außerdem anführte, dass die Pest auch dort auftrete, wo es keine Juden gäbe, sie folglich also nicht verantwortlich sein könnten. In einer päpstlichen Bulle vom Juli 1348 wurde die Ermordung von Juden ohne gerichtliches Urteil unter Androhung des Kirchenbanns verboten.⁹ Doch trotz der päpstlichen Intervention kam es im November desselben Jahres zu ersten Judenverfolgungen und -vernichtungen. Erst in der Schweiz, dann im schwäbischen, fränkischen, elsässischen und pfälzischen Raum. Ab Februar 1349 erreichten die Pogrome auch Norddeutschland, Hessen, Schlesien und Österreich. Wurden die jüdischen Einwohner der Städte nicht ermordet, so wurden sie doch fast immer aus den Städten verwiesen. Wie bereits erwähnt, standen die Ereignisse nicht im direkten Zusammenhang mit dem Auftreten der Pest. In Basel, Straßburg und Konstanz beispielsweise ereigneten sich die Pogrome um den Januar/Februar 1349, wobei die Pest erst im Juni/Juli dort auftrat.¹⁰ Neben dem Motiv der vermeintlichen Brunnenvergiftungen spielten auch noch andere Faktoren eine Rolle, die die Judenverfolgungen begünstigten. In Würzburg vernichtete im April 1349 ein Frostausschlag fast alle Weinreben. Solche Naturkatastrophen oder auch Feuersbrünste wurden in Würzburg und andernorts zum Auslöser von Pogromen.¹¹ Darüber hinaus machten die Zinsgeschäfte der Juden sie angreifbar. Seit dem IV. Laterankonzil von 1215 war es Christen verboten, Zinsen für Geldverleih zu nehmen. Diese Art der Geldwirtschaft war fortan vornehmlich jüdischen Geschäftsleuten überlassen. Das christliche Zinsverbot hatte „zu einer unreellen Form der Zinsnahme mit Sätzen bis zu 83% geführt.“¹² Obwohl die Zinssätze oft von den Herrschenden festgesetzt wurden, konzentrierte sich der Hass der Schuldner einzig auf die jüdischen Geldverleiher.¹³ Die Vertreibung und die Ermordung konnten jüdischen Einwohnern verschuldeten Personen also einen klaren Vorteil bringen. So verwundert es nicht, dass die Pogrome oftmals von Kaufleuten oder Zünften angezettelt wurden. Ruth Bork spricht in diesem Zusammenhang davon, dass die Juden als Sündenböcke für alles herhalten mussten, was Ärger verursachte. Die Zentralgewalt tendierte meist dazu, sich auf die Seite der Verärgerten, statt auf die der grundlos Verfolgten zu stellen.¹⁴

Die höchste Zentralgewalt dieser Zeit war König Karl IV. Ein Urteil über den

Umgang des Monarchen mit den Pogromen ist nicht leicht zu finden. Ferdinand Seibt bezeichnete ihn in einem Aufsatz als „stillen Teilhaber der Exzesse“.¹⁵ Exemplarisch lässt sich das Vorgehen Karls anhand seiner Abmachungen mit der Reichsstadt Nürnberg behandeln. Schon 1347 überschrieb er den Burggrafen Johann und Albrecht von Nürnberg 1000 Pfund „von den güten und zinsen“,¹⁶ die von den Juden jährlich an die Krone entrichtet werden mussten. Zwei Jahre später hatte ein erhebliches Anwachsen der Nürnberger Bevölkerung den Rat der Stadt auf die Idee gebracht, den Marktplatz zu erweitern. Hinzu kam, dass ein großer, zentral gelegener Warenumschlagplatz in Nürnberg fehlte. Aufgrund der Erweiterung der Stadtmauer war das einstmals in der Peripherie gelegene jüdische Viertel nun in das Zentrum der Stadt gerückt. Um die angestrebten Baumaßnahmen durchführen zu können, hätten aber jüdische Häuser abgerissen werden müssen. Aus diesem Grund reiste Ulrich Stromer zu Karl IV. zwecks einer Erlaubnis für den Abbruch der Gebäude. Vertraglich wurde die Erlaubnis erteilt, unter der Bedingung, dass anstelle der Synagoge eine

Marienkirche, die heutige Frauenkirche, gebaut werden sollte. Was jedoch mit den jüdischen Bewohnern, über deren Schicksal verhandelt wurde, geschehen sollte, enthielt der Vertrag, welcher im Nürnberger Stadtarchiv zu finden ist und auf den 16. November datiert ist, keine Angaben. Stillschweigend impliziert war wohl deren Vertreibung und Vernichtung. Einen knappen Monat später wurden die Juden, die die Stadt bis zu diesem Zeitpunkt noch nicht verlassen hatten, zusammengetrieben, verbrannt und ihre Friedhöfe sowie die Synagoge zerstört.¹⁷ (Abb. 2)

Es ist durchaus berechtigt, hier von einer kaum verhohlenen Erlaubnis zu Vertreibung und Mord zu sprechen. Gängige Praxis jener Zeit war es außerdem, sich für die Verbrechen an Juden eine Straffreiheit zu erkaufen. Nürnberg tat dies bereits am 2. Oktober 1349.¹⁸ So sicherte Karl IV. auch Frankfurt Straffreiheit für den Fall eines Pogroms zu.¹⁹

Es scheint, als hätte der König seine Pflicht zum Schutz der eigenen Kammerknechte nicht sonderlich ernst genommen. Manch einer mag ihm vielleicht sogar unterstellen, die Juden ebenfalls für die Pest verantwortlich zu

machen. Die Sachlage lässt derartige vorschnelle Schlüsse jedoch nicht zu. Der Luxemburger Karl IV. trat im Zentrum seiner ausgedehnten Hausmacht – dem Königreich Böhmen – zu dem auch Mähren und Schlesien gehörten, nämlich ganz anders auf. Mit großer Entschlossenheit versuchte er, Pogrome zu verhindern, und so erlebten diese Landschaften nur vereinzelte Übergriffe auf Juden.²⁰ Er verhielt sich dabei gemäß der Tradition der Statuta Judaeorum, in der König Otokar II. von Böhmen 1255 die Rechte der böhmischen Juden bestätigte. So wurden die Juden, ähnlich wie in der Regelung durch Friedrich II., als königliche Diener festgeschrieben. Gewalt gegen sie entsprach somit einer Schädigung königlichen Eigentums und wurde hart bestraft. Ihre Synagogen und Friedhöfe unterlagen ebenfalls dieser Schutzregelung, die der König sich natürlich mit hohen Steuern und besonderen Subventionen bezahlen ließ. Die Statuta Judaeorum, welche einzig für das Königreich Böhmen Gültigkeit besaß, wurde von Karl IV. bestätigt.²¹

Wie ist nun also dieses ambivalente Vorgehen gegenüber den Juden zu erklären? Primär zählten die Juden und



Abb. 2: Judenverbrennung aus Hartmann Schedels Weltchronik von 1493.

ihr Vermögen einfach zur kaiserlichen Finanzpolitik.²² Gerade in der Anfangszeit seiner Regierung hatte Karl IV. damit zu kämpfen, sich Anerkennung zu schaffen. Nach dem Tod Ludwigs des Bayern wählten seine Gegner Günther von Schwarzburg zum Gegenkönig. Obwohl Günther nach einem Gefecht in der Nähe von Eltville am Rhein seinen Anspruch aufgab, so zeigte sich doch deutlich, dass Karls Stellung im Reich noch nicht vollends gefestigt war. Für die weitere Entwicklung war jedoch von Bedeutung, dass gerade der Südwesten, mit seinen großen Judengemeinden, zu seiner Hauptstütze avancierte. Dagegen zögerten die meisten großen Städte lange damit, sich seiner Partei anzuschließen. In dieser Lage wandelte sich das Judenregal in ein Politikum, das Karl versuchte, zu seinem Vorteil zu nutzen und ebenfalls die Städte an sich zu binden. Durch die Verpfändung des Regals war er nicht nur in der Lage, Anhänger zu gewinnen oder treue Anhänger zu belohnen, sondern es gab ihm auch die Möglichkeit, Einfluss auf Gebiete zu nehmen, in denen er gerade nicht vor Ort sein konnte. Ein mittelalterlicher König konnte nicht permanent und allorts aktiv handeln, selbst in Friedenszeiten nicht.²³ Die Vergabe und die Verpfändung von Privilegien stellten somit ein adäquates Mittel dar, sich Unterstützung zu erkaufen. Dadurch lässt sich auch die Nachsicht mit den Reichs-

städten erklären, in denen es zu Pogromen kam. Der König konnte es sich nicht leisten, sie zu verprellen, und übte sich daher in Nachsicht. Dies galt gerade für Nürnberg und sein finanzstarkes Patriziat, das sich mit dem sogenannten „Handwerkeraufstand“ zu einer machtpolitischen Probe mit dem Kaiser hinreißen ließ. Stattdessen verlegte er sich also darauf, die Situation zu seinem Vorteil zu nutzen. Besonders zeigte sich dies in seinen Abkommen mit den Bischöfen von Bamberg und Würzburg, den Herren von Seckendorf und Herzog Ludwig V. von Bayern, der noch kurz davor zur Gegenpartei der Wittelsbacher gezählt hatte. Ihnen wurde der jüdische Besitz aus Pogromen versprochen, die noch nicht einmal stattgefunden hatten.²⁴ Praktisch legte Karl damit die Grundlage für die späteren Ausschreitungen und stellte klar, dass mit seiner Nachsicht zu rechnen sei. Aufgrund der rechtlichen Grundlage war der Monarch auf der sicheren Seite. Er war schließlich der eigentliche Judenherr und gleichzeitiger Erbe seiner Kammerknechte. Über ihren Nachlass konnte er also frei verfügen.²⁵

Karl IV., so muss man deutlich sagen, gab die Juden preis. Statt sie auf seinem ganzen Reichsgebiet zu schützen, beziehungsweise es wenigstens zu versuchen, hatte er vor allem den möglichen finanziellen und politischen Gewinn vor Augen.²⁶ Im Mai 1350 be-

dauerte er zwar das den Juden zugefügte Leid. Gestand ihre Unschuld ein und forderte Gegenmaßnahmen. Für die Juden kam diese Einsicht allerdings zu spät. Darüber hinaus muss man sich auch die Frage stellen, ob Karl IV. wirklich die Pogrome bedauerte oder den damit einhergehenden Verlust seiner Kammerknechte, welche zukünftig nicht mehr seine Staatskassen würden füllen können.²⁷

Karl IV. war kein Judenhasser. Anhand seiner Bemühungen, Pogrome in Böhmen, Luxemburg und Mähren zu verhindern, lässt sich das zweifelsfrei belegen. Sein Bestreben war es nicht, alle oder möglichst viele Juden seines Herrschaftsgebiets zu vernichten. Vielmehr kann man den König als kühlen Taktiker und Pragmatiker charakterisieren. Er benötigte Geld und Anhänger. In seinem Bestreben, beides zu erlangen, kamen ihm die Juden gerade recht. Durch sie war es ihm relativ leicht möglich, seine eigene, stetig knappe, Kasse zu füllen und gleichzeitig Rückhalt im Reich zu gewinnen.

Der Kaiser war Machtpolitiker, jemand, der alle politisch möglichen Mittel nutzte seine Ziele zu erreichen. Bedauerlicherweise wurde die jüdische Bevölkerung zu einem solchen Mittel zum Zweck.

- 1 Buckl, Walter: *Das 14. Jahrhundert. Eine Einführung*, in: Buckl, Walter (Hg.): *Das 14. Jahrhundert. Krisenzeit (Eichstätter Kolloquium Bd. 1)*, Regensburg 1995. S. 9-19, S. 13.
- 2 Vgl.: Keil, Gundolf: *Pest im Mittelalter. Die Pandemie des „Schwarzen Todes“ von 1347 bis 1351*, in: Buckl, Walter (Hg.): *Das 14. Jahrhundert. Krisenzeit (Eichstätter Kolloquium Bd. 1)*, Regensburg 1995. S. 95-109, S. 96-97.
- 3 Vgl.: Keil: *Pest im Mittelalter (wie Anm. 5)* S. 98.
- 4 Vgl.: Herzig, Arno: *Jüdische Geschichte in Deutschland. Von den Anfängen bis zur Gegenwart*, Bonn 2005. S. 47.
- 5 Daxelmüller, Christoph: *Jüdische Kultur in Franken, Würzburg 1988*. S. 27.
- 6 Vgl.: Seibt, Ferdinand: *Karl IV. Ein Kaiser in Europa 1346-1378*, München 1978. S. 198.
- 7 Vgl.: Daxelmüller: *Jüdische Kultur in Franken (wie Anm. 11)*. S. 27.
- 8 Vgl.: Herzig: *Jüdische Geschichte in Deutschland (wie Anm. 10)*. S. 47.
- 9 Vgl.: ebd.: S. 50-51. Und: Bork, Ruth: *Zur*

Politik und Zentralgewalt gegenüber den Juden im Kampf Ludwigs des Bayern um das Reichsrecht und Karls IV. um die Durchsetzung seines Königtums bis 1349, in: Engel, Evamaria (Hg.): *Karl IV. Politik und Ideologie im 14. Jahrhundert*, Weimar 1982. S. 30-74. S. 61.

- 10 Vgl.: Herzig: *Jüdische Geschichte in Deutschland (wie Anm. 11)*. S. 48.
- 11 Vgl.: ebd.
- 12 Bork: *Zur Politik und Zentralgewalt gegenüber den Juden ... (wie Anm. 15)*. S. 33.
- 13 Vgl.: ebd.
- 14 Vgl.: Bork: *Zur Politik und Zentralgewalt gegenüber den Juden ... (wie Anm. 15)*. S. 33.
- 15 Seibt, Ferdinand: *Karl IV., Römischer König und Kaiser in Europa*, in: *Karl IV. Römischer König und Kaiser in Europa. Grußworte und Festvortrag (Bonner Akademische Reden 79)*, Bonn 1998. S. 26-37. S. 31.
- 16 MGH, *Constitutiones*, Bd. VIII., in: v. K. Zenner/ R. Salomon (Hrsg.), Hannover 1926, Nr. 280. S. 345.
- 17 Vgl.: Seibt: *Karl IV. Römischer König und Kaiser in Europa (wie Anm. 22)*. S. 31.

18 Vgl.: Herzig, Arno: *Jüdische Geschichte in Deutschland (wie Anm. 10)*. S. 48.

19 Vgl.: ebd. S. 49.

20 Vgl.: Seibt: *Karl IV. (wie Anm. 12)*. S. 198.

21 Vgl.: Mann, Vivian B.: *Die Juden und der Herrscherhof*, in: Fajt, Jiri (Hg.): *Karl IV. Kaiser von Gottes Gnaden. Kunst und Repräsentation des Hauses Luxemburg 1310-1437*, München Berlin 2006. S. 276-290. S. 278

22 Vgl.: Graus, Frantisek: *Pest-Geißler-Judenmorde. Das 14. Jahrhundert als Krisenzeit*, Göttingen 2 1998. S. 229.

23 Vgl.: Ebd. S. 232.

24 Vgl.: Ebd. S. 199.

25 Vgl.: Graus: *Pest-Geißler-Judenmorde (wie Anm. 30)*. S. 233.

26 Vgl.: Bork: *Zur Politik und Zentralgewalt gegenüber den Juden ... (wie Anm. 15)*. S. 73.

27 Vgl.: Herzig, Arno: *Jüdische Geschichte in Deutschland (wie Anm. 10)*. S. 49.

Bildnachweis:
Stadtarchiv Lauf/Städtische Sammlungen

Karl IV. (1316 – 1378) und Karl der Große (747/748 – 814)

Ina Schönwald

Karl IV. (1316 – 1378) und Karl der Große (747/748 – 814) – zwei große römisch-deutsche Kaiser mit europäischem Anspruch – deren Lebensdaten gut 600 Jahre auseinanderliegen. Keinesfalls sollten die beiden Herrscher verwechselt werden und scheinbar gibt es keinerlei direkte Verbindung zwischen ihnen ... Oder doch?

Nähern wir uns dem Thema von Seiten der von ihnen erschaffenen politisch-historischen Begründung ihrer Herrschaft. Die mittelalterlichen Herrscher des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation sahen sich in ihrem imperial-expansiven Herrschaftsanspruch in direkter Linie mit den römischen Cäsaren der klassischen Antike. Darüber hinaus sollte ihre Regierungsbegründung von Gott gewollt und daher im christlichen Sinn legitimiert sein. Karl der Große war der erste Herrscher, der diese aus der Antike tradierte Vorstellungweise für seine Herrschaft zu nutzen verstand. Mit seiner Krönung durch Papst Leo III. zum deutschen Kaiser stellte er sich und sein Reich in die nahtlose Nachfolge der ersten – römischen – Kaiserherrschaft („translatio imperii“) und setzte seinen Regierungsanspruch universal, völkerübergreifender Herrschaft somit auf die Fundamente antiker Größe und Herleitung. Diese ambitionierte Vorstellung sollte gleichzeitig durch den Stellvertreter Gottes auf Erden bekräftigt werden. In der Folgezeit sollte die Legitimation königlicher Herrschaftsansprüche durch die Papstkrönung den König zum Kaiser erheben und bestätigender Akt des einzig legalen Herrschers sein. Ein Umstand, der trotz allem die zahllosen politischen Streitigkeiten um den herrscherlichen Nachfolger auf dem europäischen Thron durch die Jahrhunderte des Mittelalters nicht einzudämmen verstand und der schließlich im Investiturstreit um geistliche und weltliche Macht gipfelte.

Auch Karl IV. musste sich im Kampf mit der Partei seines Widersachers, dem Wittelsbacher Ludwig dem Bayern, zweimal krönen lassen, da seine erste Krönung nicht am traditionellen Krönungsort deutscher Könige und Kaiser stattgefunden hatte. Das war die Pfalzkapelle bzw. der spätere Dom in Aachen. Dieser Ort hatte für das römisch-deutsche Königtum hohen Symbolwert: Karl der Große – der Erneuerer der

europäischen Reichsidee – hatte ihn als zentralen Ort seiner Krönung, seine Grablege und Aufbewahrungsort von Reliquien- und Kunstschätzen erbauen lassen und ihn somit zu einem „heiligen Ort“ der römisch-deutschen Kaiseridee erhoben. Karl IV. war sich dieser hohen Symbolkraft wohl bewusst, als er schließlich im Juli 1349 in Aachen erneut – und diesmal durch den Ort legitimiert – krönen ließ. Auch weiterhin verstand Karl IV. die Strahl- und Symbolkraft Karls des Großen und der von ihm begründeten Traditionen kaiserlicher Macht als Herrschaftsinstrument zu nutzen.

Bereits Karls Vater – Johann von Luxemburg – hätte nach der böhmischen Krone, die ihm mit der Heirat der

Přemysliden-Erbin Elisabetha zufiel, gerne nach der römisch-deutschen Kaiserkrone gegriffen. Leider glücklos, denn schon der böhmische Adel wollte ihn – den Fremden, den Luxemburger – nicht als legitimen Herrscher über die böhmischen Lande anerkennen. Das Scheitern seines Vaters war für Johanns Sohn Wenzel, den späteren Karl IV., Grund genug, seine Herrschaft auf ganz andere Füße zu stellen. **(Abb. 1)**

Entscheidend war Wenzels Ausbildung am französischen Hof seines Onkels Karl in Paris. Dort nahm er auf Veranlassung dieses Onkels mit der Firmung den Namen Karl an. Dieser Name bezog sich gleichzeitig auf Karl den Großen, war Programm und beinhaltete den ambitionierten Anspruch des böhmischen



Abb. 1: Karl der Große, Hüftbild (Stahlstich) von August Weger, Leipzig, nach einem Gemälde von Albrecht Dürer von 1513.

Prinzen auf Karls Erbe, das Reich. Dort im Umfeld verfeinerter höfischer Kultur befand sich im 14. Jahrhundert auch der Reliquienschatz, die in der Abtei St. Denis untergebrachte Reliquiensammlung Karls des Großen, die Kroninsignien und die Gebeine des in Frankreich hoch verehrten Ludwigs des Heiligen. Dies hat den jungen Thronfolger sehr beeindruckt und in seiner Frömmigkeitsauffassung nachhaltig geprägt. Karl der Große hatte die unterschiedlichsten Reliquien des Christentums aus allen Ecken des Reiches zusammengetragen. Im Verlauf der Christianisierung im frühen Mittelalter diente die „Translatio“ – also die Überführung – von Überresten christlicher Märtyrer nicht nur dazu, den Altar einer neu geweihten christlichen Kirche zu heiligen, sondern die den „heiligen Gebeinen“ zugesprochene offenbar wundertätige Heilswirkung sollte die Menschen zudem von der „neuen“ christlichen Religion überzeugen und an sie binden. Darüber hinaus hatte die Präsenz von christlichen Reliquien jedoch vor allem auch eine politische Funktion: Die Herrschaft eines Monarchen, der über christliche Reliquien verfügt, ist in besonderer Weise legitimiert und gottgewollt. Reliquien werten ihren Aufbewahrungsort in besonderer Weise auf, indem sie ihn „heiligen“. Karl dem Großen war dies ganz besonders bewusst, als er die vier textilen Heiligtümer aus Jerusalem anlässlich der Weihe der Pfalzkapelle in seine neu errichtete Lieblingsresidenz nach Aachen hat bringen lassen. Dabei handelt es sich um die Windeln und das Lendentuch Jesu, das Kleid Mariens und das Enthauptungstuch Johannes des Täufers. Im 13. Jahrhundert fanden diese ihre Aufbewahrung im kostbaren gotischen

Marienschrein, der zum Aachener Kronschatz zählt. Alle sieben Jahre wurden die wundertätigen Reliquien den Menschen gezeigt, die zu Hunderten in die Stadt strömten, um an der Heilswirkung teilzuhaben. Daraus entwickelte sich die größte Wallfahrt im deutschsprachigen Raum – die „Aachener Heiligtumsfahrt“. Die Teilnahme an der „Heiligtumsfahrt“ war gleichzeitig mit dem von der Kirche geregelten Ablass, also dem Gnadentakt des Erlasses der Sündenstrafen, verbunden.

Die Reichsinsignien und/oder Reichsreliquien waren das sichtbare Zeichen der Herrschaft des christlich-römischen Königs und Kaisers. Wer sie besaß, dessen Herrschaft war wahrhaft von Gott besiegelt, sichtbar für die Untertanen jedes Standes und annähernd unangreifbar.

Karl IV. sollte später eine manische Sammlungstätigkeit für christliche Reliquien in Anlehnung an sein großes Vorbild entwickeln. Eigens für sie lässt er in der Mitte des 14. Jahrhunderts Burg Karlstein als monumentalen steinernen Reliquienschrein zur schützenden Aufbewahrung der Reichskleinodien errichten.

Mit Karl IV. setzte im Europa der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts eine zweite Welle der Verehrung für Karl den Großen ein, die gleichzeitig zum Maßstab politischer Herrschaft in Europa wurde. Zuvor war es Kaiser Friedrich Barbarossa gewesen, der die Heiligensprechung Karls des Großen im Jahr 1165 vorangetrieben hatte und damit zugleich dessen Regierungs- und Herrschaftsnormen zum Vorbild seiner Politik im Reich erklärt hatte. Immer wieder hatten sich die Oberhäupter des Reichs

auf ihren berühmten Vorgänger bezogen und in dessen Nachahmung ihren politischen Herrschaftsanspruch begründen wollen. Karl der Große galt als Patron des römisch-deutschen Reichs.

Bei Karl IV. geht dies jedoch noch weiter. Immer wieder beruft er sich durch seine Gelehrten oder Geistlichen wie Nikolaus von Laun, Johannes de Marignola oder dem Erzbischof von Prag auf eine direkte Blutsverwandtschaft mit seinem berühmten Amtsvorgänger. Karls IV. Großvater Heinrich VII. war mit Margareta, der Tochter des Herzogs von Brabant, verheiratet und die Brabanter entstammten dem Königsgeschlecht der Karolinger. Gezielt förderte der böhmische Karl das Andenken seines bewunderten und berühmten Vorgängers.

Von ganz zentraler Bedeutung ist und bleibt aber Karls IV. „zweite“ legale Krönung in Aachen. Sie fand planmäßig genau im Anschluss an die Heiligtumsfahrt statt, sodass der König in hohem Maß an die Vorgaben seines heiliggesprochenen Vorfahren anknüpfen konnte. Karl IV. selbst stiftete dem Aachener Reliquienschatz aus Anlass seiner Krönung drei weitere wertvolle Reliquien, die er als Geschenk des Patriarchen von Jerusalem erhalten hatte: den Gürtel Mariens sowie den Gürtel und den Geißelstrick Christi. Auch diese Reliquien wurden in Folge während der Heiligtumsfahrten der Öffentlichkeit gezeigt. Im Gegenzug erhielt auch Karl IV. vom Stiftskapitel der Aachener Marienkirche zahlreiche Reliquien seines großen Vorgängers: beispielweise drei Zähne die für die Stiftung des Prager Karlshofs gedacht waren.

Während Karls IV. Aufenthalt in Aachen im Jahr 1357 trägt er während des feierlichen Gottesdienstes sogar Karls des Großen Krone und sitzt auf seinem Thron. (Abb. 2)

Damit jedoch nicht genug. Nachdem sich die Reichskrone zum Zeitpunkt von Karls Krönung in Aachen noch in der Hand der Partei seines wittelsbachischen Widersachers befand, ließ der König eine in Prag gefertigte Krone verwenden, die er unmittelbar nach seiner Krönung der Aachener Kirche zum Geschenk machte. Noch ein weiteres äußerst wertvolles Geschenk Karls IV. erhält das Gotteshaus: die goldene Reliquienbüste, die die Schädelkalotte Karls des Großen in sich trägt. Nach der Krönung wurde die dazu verwendete Krone der Karlsbüste aufgesetzt und damit zur „Karlskrone“ geadelt. Kein anderer Akt zeigt in solcher Deutlichkeit, wie Karl IV. sich selbst, sein imperiales Herrschaftsverständnis und seinen Herrschaftsanspruch von Karl dem Großen ableitete und auf ihn zurückführte.

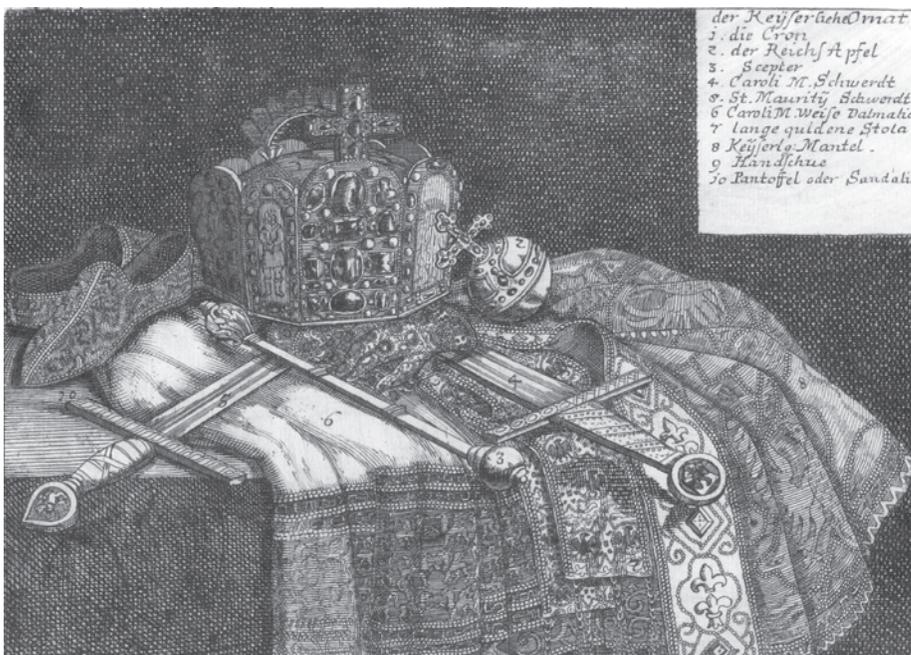


Abb. 2: „Der Keyserliche Ornat“. Stadtarchiv Lauf/Graphische Sammlungen, Kupferstich o.J., F 11

Interview mit Karl IV.

Sebastian Linstädt

2016 jährt sich der Geburtstag von Kaiser Karl IV. aus dem Geschlecht der Luxemburger zum 700. Mal. In einer Tschechisch-Bayerischen Landesausstellung wird des bedeutenden Herrschers des Spätmittelalters, der häufig als der erste Europäer bezeichnet wird, gedacht. Ina Schönwald, Stadtarchivarin der Stadt Lauf, und Redakteur Sebastian Linstädt trafen den seit Jahrhunderten öffentlichkeitsscheuen Monarchen in der Kaiserburg zu Lauf, wo er andächtig den jüngst restaurierten Wappensaal begutachtete. (Abb. 1)

Majestät, wir sind ein wenig überrascht, Euch heute hier in Lauf zu treffen ...

KARL: Das verstehe ich nicht. Ich habe aus meiner Liebe zu Lauf doch nie einen Hehl gemacht. Schon zu meinen Regierungszeiten habe ich mich oft und gerne hier aufgehalten. Lauf ist schließlich zu meiner Zeit lange der westlichste Stützpunkt der böhmischen Krone auf eigenem Grund gewesen.

Warum betont Ihr diesen Umstand so explizit?

KARL: Weil nun mal ein großer Unterschied besteht, der heutigen Generationen nicht mehr so recht geläufig

erscheint: Auf der einen Seite regiert ein römisch-deutscher Kaiser über das Kaiserreich – zu dem zu meinen Zeiten etwa die benachbarte Großstadt Nürnberg gehörte. Um die Reichsstadt Nürnberg hatte sich mein Amtsvorgänger, Kaiser Ludwig der Bayer, bereits ziemlich verdient gemacht. Das Reich ist aber an den Titel geknüpft und kann für meine Familie verloren gehen. Auf der anderen Seite steht stets die Hausmacht eines Regenten, also der dynastische, vererbte Besitz des Herrschergeschlechts. Und auch wenn wir das Land zu meinen Regierungszeiten so nicht nannten – mir gefällt der Klang des Namens „Neuböhmen“, zu dem auch Lauf gehört, bis heute außerordentlich gut (lächelt). (Abb. 2)

Die Grundlagen für die Osterweiterung des Hauses Luxemburg legte ja bereits Euer Großvater, Heinrich VII., der erste Kaiser aus dem Geschlecht der Luxemburger, durch die Vermählung Eures Vaters Johann mit der letzten Erbprinzessin aus dem Geschlecht der Přemysliden, des Herrschergeschlechts Böhmens ...

KARL: Meine Mutter Elisabeth ist in meiner Erinnerung eine wundervolle Frau gewesen. Ich habe meinem hart-

herzigen Vater Johann niemals verziehen, dass er uns bereits trennte, als ich erst drei Jahre alt war!

Ihr seht Eure Regentschaft also eher in der Tradition Eures Großvaters?

KARL (deutet auf das Wappenfries der 112 Wappen hinter ihm, die Augen funkeln): Ein solches Einflussgebiet entsteht nicht aus dem Nichts, nicht ohne Mühen! In der Tat haben mich die diplomatischen Bemühungen meines Großvaters stets mehr beeindruckt als das blutige Kriegshandwerk, auf welches sich mein Vater Johann – der gefeierte Turnierkämpfer, dem die Kaiserwürde stets verwehrt blieb – so vortrefflich



Abb. 2: Vorder- und Rückseite eines Laufer „Karlspfennigs“ (Böhmischer Groschen, Regensburger Schlag), welche Kaiser Karl IV. in einer eigens in Lauf errichteten Münzstätte prägen ließ. Silber, 2. Hälfte 14. Jh.; Stadtarchiv Lauf a. d. Pegnitz/Städtische Sammlungen, Münzsammlung.



Abb. 1: Der „Wappensaal“ nach seiner Restaurierung im Jahr 2016.

Foto: Artur Kottas

verstand. Aber wenn Ihr schon so direkt fragt: Ich habe stets Karl IV., König von Frankreich, als eine Art Ziehvater empfunden. Er war ja auch mein Firmopate und Namenspatron, an seinem kultivierten Hofe durfte ich zum jungen Mann reifen. Dass ich ursprünglich auf den Namen des böhmischen Nationalheiligen Wenzel getauft wurde, ist, so hoffe ich, geläufig ... Deswegen prangt bis heute an meiner Laufer Burg eine Figur des heiligen Wenzel.

Am Hof des französischen Königs tragt Ihr dann ja auch bereits in jungen Jahren auf Margarete von Valois ...

KARL: Blanca haben wir sie genannt, denn ihr Schopf war von der Farbe hellen Honigs. Sie war die Liebe meines Lebens ...

... die mit Euch aber bereits im Alter von sechs oder sieben Jahren auf Veranlassung Eures verhassten Vaters vermählt wurde. 1323 ward Ihr selbst erst sieben Jahre alt ...

KARL (funkelt einen Moment aufgebracht, seufzt dann resigniert): Heute eine idealisierte Sicht auf die Heiratspolitik der europäischen Herrscherhäuser meiner Zeit bewirken zu wollen, ist sicherlich vergebene Liebesmüh – denn allein ich war vier Mal vermählt. Dennoch hatten Blanca und ich aufgrund unserer gemeinsamen Zeit am französischen Hof, die sich noch bis etwa 1330 erstreckte, eine wirklich schöne Zeit – und liebten uns innig.

Sie schenkte Eurer Majestät zwei Töchter – Margarete und Katharina –, doch der männliche Erbe blieb aus.

KARL: Dennoch habe ich erst nach Blancas Tod 1348 den Entschluss gefasst, erneut zu heiraten. Anna von der Pfalz aus dem Hause Wittelsbach erschien eine gute Wahl. Unser Sohn Wenzel verstarb jedoch einjährig. Meine dritte Frau Anna Svídnická gebar schließlich 1361 in Nürnberg jenen Sohn – abermals Wenzel getauft –, der mir auf den böhmischen Thron folgen sollte.

In der Zwischenzeit war viel passiert – Eure Hoheit waren nach dem Tod Ihres Vaters Johann 1346 in der Schlacht zu Crécy auf Seiten der den Engländern unterlegenen Franzosen Thronfolger ...

KARL: Er hatte mir bereits seit 1341 de facto die Amtsgewalt über das Königreich übertragen. Der tumbe Narr. Ritt er doch vollständig erblindet mitten in die Schlachtreihen ...

... während andere lieber ihr Heil in der Flucht suchten. Jedenfalls ward Ihre Majestät im selben Jahr zum Gegenkönig gewählt worden. Die Wahl erfolgte 1346 jedoch in Rhens, und nicht in Aachen ...

KARL: Die Opposition gegen den Wittelsbacher Kaiser Ludwig den Bayern, der sich seit geraumer Zeit wegen seines Eingreifens in Oberitalien im Kirchenbann befand, war der Meinung, es sei an der Zeit, ein Zeichen zu setzen. Papst Clemens VI. selbst wünschte es.

Neben dem Papst, der einige Jahre vorher am französischen Hof bereits Euer geistlicher Erzieher und Vertrauter gewesen war, förderte Euch auch Euer Großonkel Balduin von Trier, der als potenter Reichspolitiker betrachtet wird. Warum also nicht die Wahl in Aachen?

KARL: Die Zeit drängte. Es galt, Fakten zu schaffen, Gefolgsleute hinter sein Banner zu scharen. Der Herr weiß, wie sehr ich offene Konflikte verabscheue, aber nach der Anerkennung als böhmischer König 1347 war ich im Konflikt mit dem Wittelsbacher zum Äußersten bereit.

Doch Ludwig der Bayer starb im selben Jahr, der Gegenkönig Günther von Schwarzburg konnte Euch das Wasser offensichtlich nicht reichen?

KARL: Machen wir es kurz: Es gelang in den Jahren 1348 und 1350, mit den Häusern Habsburg und Wittelsbach Verträge zu schließen, die einer Phase der Konsolidierung im Reich zuträglich waren. 1355 erfolgte in Rom die Bestätigung meiner Kaiserwürde. Doch wollen wir nicht lieber endlich auf die Dinge zu sprechen kommen, die das Reich in seinen Grundfesten gestärkt haben – und das in einer der dunkelsten Stunden der Menschheit? Der Schwarze Tod war während meiner Regentschaft allgegenwärtig – ebenso wie die Geißlerzüge, die überall zu sehen waren.

Besteht hier ein Zusammenhang zu der Neigung Ihrer Majestät, Reliquien aus allen nur möglichen Quellen zusammenzuraffen und zu horten?

KARL: Hättet ihr meine Biographie gelesen, die noch zu Lebzeiten entstand – ihr wüsstet um das tiefe Fundament meines Glaubens. Außerdem sind auch Reliquien Teil eines Machtanspruches im Diesseits – warum ist das modernen Menschen nur so schwer zu vermitteln?

Was also waren die herausragenden Ereignisse Ihrer Herrschaft?

KARL: Die Zusammenführung von Ost und West in Europa. Die Goldene Straße, eine wichtige Handelsroute, die heute glücklicherweise wieder befahren wird, ermöglichte den Warenverkehr und den Austausch von Ost nach West, verband meine Stammlande im Böhmen über die Reichsstadt Nürnberg mit den Besitzungen um Luxemburg. Die Erlangung einer zusätzlichen Kurwürde in der Mark Brandenburg, die Erlangung der burgundischen Krone 1365 sowie die Vorbereitung der Eingliederung des

Königreiches Ungarn unter meinem Sohn Sigismund sind ebenfalls von zentraler Bedeutung.

Und ihr habt sicherlich von meinem „Keiserlichen Rechtbuch“ gehört? Damit meine ich jenes Gesetz, das ab 1356 für 450 Jahre die Wahlmodalitäten des deutschen Königs festschrieb, und welches die moderne Welt als „Goldene Bulle“ kennt? Es benannte endlich die sieben Kurfürsten, brachte also Ordnung in das elendige Durcheinander. Wie ich höre, kündigt das Nürnberger „Männleinlaufen“ an der Frauenkirche bis zum heutigen Tage täglich in der Mittagsstunde von jener großartigen Neuerung.

Die Frauenkirche, die die Stadt in zeitgemäßer Nachahmung der Pfalzkapelle zu Aachen errichten ließ, weil Ihr dem Judenpogrom im Jahre 1349 tatenlos zugesehen habt – obwohl Ihre Majestät als Kaiser Schutzbefohlener der Juden war?

KARL (blickt einen Moment ins Leere): Ich würde es rückblickend als den großen Makel meiner Regentschaft bezeichnen, was sich damals zutrug. Ohne beschönigen zu wollen, muss ich doch auf die allgemeine Situation verweisen: Ich habe die Reichsstadt Nürnberg stets als den Schlüssel zum Reich betrachtet. Eine Zeitlang gab es eine Mehrheit im Rat gegen mich und für meinen Konkurrenten, Ludwig den Bayern – heute möglicherweise schwer vorstellbar. Die einzige Möglichkeit, das Blatt damals zu wenden, hieß dem Rat in einer zentralen Frage nachgeben – und das Judenviertel im Herzen Nürnbergs zu opfern. Ich habe selten zuvor so offen über diesen Fehler gesprochen.

Wenn Ihr Euch in der heutigen Welt umblickt, was würdet Ihr – als einer der ersten Europäer – den nachfolgenden Generationen gerne vermitteln?

KARL (legt die Stirn in Falten, räuspert sich): Die Lehre, die auch mein Nachkomme und Nachfolger auf dem Kaiserthron, Sigismund, ziehen musste, nachdem er den frühen böhmischen Reformator Jan Hus 1414 entgegen anderer Zusagen in Konstanz verbrennen ließ: Diese Tat mag für einen kurzen Augenblick politischen Kalküls Vorteil versprochen haben – doch sie riss durch die Gewalt und die Zerstörungswut der daraus folgenden Hussitenkriege vieles von dem nieder, was ich mit Geduld, langem Atem und viel Verhandlungsgeschick aufgebaut hatte. Ich würde mir wünschen, dass die Europäer von heute – im Osten wie im Westen – ihr Mundwerk anständig nutzen und die Finger von Zunder und Feuerstein lassen.

Der 4. März 1919 und der Kampf der Sudetendeutschen um das Selbstbestimmungsrecht

Helmut Reich

Als Folge des Ersten Weltkriegs, mit seinem großen Leid, den Millionen Toten und Versehrten und den kaum zu beziffernden materiellen Schäden, der 1918 nach vier langen Jahren sein Ende fand, wurden in Mittel- und Osteuropa die bisher herrschaftlichen und territorialen Verhältnisse erheblich verändert.

Das mächtige russische Zarenreich wurde durch die bolschewistische Revolution 1917 weggefegt. Die Zarenherrschaft ging in eine neue Gewaltherrschaft in Russland über. Deutschland verlor Elsass-Lothringen und Teile des deutschsprachigen Ostbelgiens.

Die österreichisch-ungarische Monarchie löste sich in viele Nationalitäten und Territorien auf. Das viele Jahrhunderte andauernde Kaiserreich hatte aufgehört zu existieren. Nur ein Restgebiet, ähnlich dem Österreichs in den heutigen Grenzen, war übrig geblieben. Darüber hinaus gelangte Südtirol zu Italien.

Es kam zu Friedensverhandlungen, die nach der deutschen bzw. österreichischen Kapitulation in den Vororten von Paris – in Versailles für Deutschland und St. Germain für Österreich – stattfanden. Diese Verhandlungen wurden zu einem Diktat der Siegermächte.

Der damalige US-Präsident Woodrow Wilson hatte in seinem 14-Punkte-Plan, der eine gerechte Neuordnung und Befriedung in Europa herstellen sollte, den einzelnen Völkern der Donaumonarchie das Selbstbestimmungsrecht hinsichtlich ihrer staatlichen und territorialen Ansprüche versprochen. Damit waren auch die Völkerschaften aus Böhmen und Mähren gemeint.

Als äußerst problematisch erwies es sich jedoch, dass Böhmen und Mähren sowie die Slowakei selbst ein Mehrvölkergebilde waren, bestehend aus

Tschechen, Deutschen, Slowaken und einigen Minderheiten ungarischer, ukrainischer und polnischer Bevölkerungsgruppen. Auch diese Volksgruppen wollten selbst entscheiden, welchem Land und welcher Volksgemeinschaft sie zugehören wollten. So war auch der Wunsch des tschechischen Volkes, einen eigenen Staat zu haben, nachvollziehbar. Auch sie beriefen sich auf das von Wilson proklamierte Selbstbestimmungsrecht.

Ignoriert wurde dabei jedoch die starke Minderheit der Deutschen, die mit über 3,1 Millionen Einwohnern nach den Tschechen (7,4 Millionen) und noch vor den Slowaken (2,3 Millionen) die stärkste Volkgruppe innerhalb der Tschechoslowakei bildete. Die Tschechen beanspruchten jedoch auch die deutschsprachigen Gebiete.

Auch der deutsche Bevölkerungsanteil nahm das vom amerikanischen Präsidenten propagierte Selbstbestimmungsrecht für sich in Anspruch und wollte sich gern an das verbliebene Mutterland Österreich anschließen. Ös-

terreich selbst wollte Deutschland angeschlossen werden, sodass die Sudentengebiete auch geografisch-politisch an Deutschland anschließen würden.

Die Siegermächte wiederum verteilten jedoch den Zusammenschluss Deutschlands mit Österreich, um ein übermächtiges Deutschland zu verhindern.

Zudem empfahl der tschechoslowakische Politiker und spätere Staatspräsident Edvard Beneš, der sich während des Ersten Weltkrieges in Frankreich und später in England aufhielt, dringend die Zerschlagung der ehemaligen österreich-ungarischen Großmacht. Mit der Zerstörung Österreich-Ungarns – so hoffte man – würde wiederum der Drang der Preußen nach Osten angehalten.

Am 28. Oktober 1918 rief schließlich Tomáš G. Masaryk als Präsident die Erste Tschechoslowakische Republik aus, wobei er die Slowaken als das „Brudervolk“ in die Staatsbezeichnung mit einschloss.



Abb. 1: Sozialdemokratische Kundgebung und Wahlrechtsdemonstration in Teplitz-Schönau am 4. März 1919, Foto: Seliger-Archiv im Archiv der sozialen Demokratie der Friedrich-Ebert-Stiftung (AdsD)*

Inzwischen wurde am 12. November 1918 die Republik Österreich aus der Taufe gehoben. Bereits im Dezember 1918 begannen die Tschechen mit dem militärischen Einmarsch in das Sudetenland, die nach wie vor an das ihnen versprochene Selbstbestimmungsrecht glaubten.

Bereits bei den Verhandlungen in St. Germain hatten sie jedoch kein Gehör gefunden. Ganz anders die tschechische Delegation unter Führung von Edvard Beneš, der die Kommission mit gefälschten Fakten zu täuschen verstand. So reduzierte er die Zahl der sudetendeutschen Bevölkerung in seinen Angaben um eine Million und verminderte den von den Deutschen besiedelten Raum um ein Drittel. Gleichzeitig versprach er, einen Nationalitätenstaat mit ethnischem Charakter zu errichten.

Zwischenzeitlich trat am 4. März 1919 die erste Nationalversammlung Österreichs zusammen und auch gewählte sudetendeutsche Delegierte waren dazu eingeladen. Deren Teilnahme wurde aber von den tschechischen Machthabern unterbunden. Vor diesem Hintergrund riefen die sudetendeutschen Parteien unter Führung der Sozialdemokratie zum friedlichen und waffenlosen Generalstreik als Protest auf. **(Abb. 1)**

In den meisten Städten des Sudetenlandes ruhte damals die Arbeit; Werkstätten, Fabriken, Büros und Schulen hatten geschlossen. In genehmigten Kundgebungen in den Bezirksstädten forderten mehrere Redner die freie Entscheidung für die sudetendeutsche Volkgruppe und deren unbehinderte autonome Entwicklung.

Der Konflikt eskalierte. Es kam zu Gewaltausbrüchen des tschechischen Militärs gegen die Demonstranten. In Kaaden, Eger, Sternberg, Reichenberg, Brüx, Aussig, Mies, Karlsbad und anderen Städten starben 54 unbewaffnete Demonstranten, darunter auch Frauen und Kinder, die für das Recht ihrer Nationalität und die Freiheit ihrer Heimat gekämpft hatten.

Zudem gab es Hunderte Verletzte. So wurde der 4. März 1919 zu jenem denkwürdigen Tag, an dem die sudetendeutsche Volksgruppe die ersten Blutzeugen für das Selbstbestimmungsrecht zu beklagen hatte.

Von tschechischer Seite aus wurde lange Zeit ein anderes historisches Bild gezeichnet. Erst in jüngster Zeit, seit der sogenannten „samtenen Revolution“, wird auch in Tschechien ein dringend nötiger Blickwechsel auf die deutsch-tschechische Geschichte deutlich.

Die Gleichzeitigkeit des Vorgehens gegen die Demonstrationen des 4. März an unterschiedlichsten Orten lässt auf ein gezieltes gewaltsames Vorgehen in Folge einer gemeinsamen obrigkeitlichen Anordnung schließen.

Der 4. März 1919 markiert den Beginn der sudetendeutschen Leidensgeschichte. Fortan wurde alles Deutsche unterbunden. Tschechisch wurde zur Amtssprache, Deutsche aus dem öffentlichen Dienst verdrängt und Ähnliches mehr.

Die über 800-jährigen Geschichte der deutschen Bevölkerung in den böhmischen Ländern gipfelt in der menschenunwürdigen Vertreibung der Sudetendeutschen aus ihrer Heimat in Folge des Zweiten Weltkrieges (1939 – 1945).

Nicht ungesagt bleiben darf an dieser Stelle, dass seit der Machtergreifung Hitlers (1933) und durch den Einmarsch deutscher Truppen 1938 ins Sudetenland mit der Bildung des Protektorates „Böhmen und Mähren“ als Anhängsel Deutschlands die Zeit, die der Vertreibung voranging, durch die Okkupation des deutschen Militärs und unsägliche Gräueltaten geprägt war, denen schätzungsweise 330 000 bis 360 000 Menschen zum Opfer fielen.

Diese dramatischen Ereignisse blieben den Tschechen im Gedächtnis und fielen nach dem Prinzip der „Kollektivschuld“ auf die Sudetendeutschen nach 1945/46 zurück.

Die älteren Heimatvertriebenen unter uns sind die letzten Zeitzeugen dieser Ereignisse. Sie wollen angesichts der traumatischen Ereignisse in der gemeinsamen Vergangenheit von Deutschen und Tschechen auf eine friedliche gemeinsame Zukunft hinwirken.

Denn gerade die Sicherung von Frieden, Freiheit und Demokratie und die Achtung vor jeder ethnischen Gruppe sind eine deutsche und europäische Gemeinschaftsaufgabe, die wir Sudetendeutschen aus unserer eigenen leidvollen Erfahrung heraus ganz besonders unterstützen.

Erfreulicherweise hat sich in den letzten Jahren ein Wandel in diesem angespannten Verhältnis abgezeichnet, der zu einer differenzierteren Betrachtung der ehemaligen Konflikte führte.

Nach Phasen des Stillstands und der Rückschläge beginnt sich ein Dialog zwischen Tschechen und Sudetendeutschen abzuzeichnen. Die Charta der deutschen Heimatvertriebenen von 1950 bietet dafür eine gute Grundlage. Ebenso die erst vor kurzem aktualisierte Satzungsänderung durch die Bundesversammlung der Sudetendeutschen Landsmannschaft.

Seit den beiden Reisen Horst Seehofers 2010 und 2011 sowie dem Gegenbesuch von Petr Nečas Anfang 2013 in München bemüht man sich um Normalität zwischen Bayern und Tschechien. Darin sind mutige Ansätze zur Aussöhnung erkennbar.

Auch das Motto des diesjährigen 67. Sudetendeutschen Tages zu Pfingsten – der wegen des 700. Geburtstages Kaiser Karls IV. und seiner Bedeutung für die Stadt in Nürnberg stattfand – sollte derartige versöhnliche Bestrebungen unterstützen. Es lautete „Sudetendeutsche und Tschechen – Dialog verpflichtet“.

Tschechiens Kultusminister Daniel Hermann, der zum ersten Mal in der Geschichte als offizieller Vertreter seiner Regierung bei diesem alljährlichen Ereignis sprach, begrüßte die Anwesenden unter großem Applaus mit der Anrede „Liebe Landsleute“.

Doch nicht nur auf politischer Ebene nähert man sich an. Gerade auch im alltäglichen Leben finden immer mehr Begegnungen zwischen beiden Ländern statt, so zum Beispiel durch Schüler- und Jugendaustausche, Filmbeiträge in Tschechien über die leidvolle Geschichte der Vertreibung, Sanierung von Denkmälern, Kirchen, Kunstwerken und Erinnerungstafeln, dem gegenseitigen Tourismus, die Partnerschaften von Städten, von Vereinen und Ähnlichem mehr, so wie auch die freundschaftlichen Beziehungen der Stadt Lauf mit dem tschechischen Loket (dem früheren Elbogen).

Kurzum, man ist bemüht, trotz vieler schrecklicher Ereignisse in der Vergangenheit auf verschiedenen Ebenen eine „Goldene Straße“ der Versöhnung zu bauen.

Ganz aktuell widmet sich derzeit als Begleitprogramm zur Landesausstellung die im Pfründnerhaus des Glockengießerspitals untergebrachte Ausstellung des Stadtarchivs Lauf „Alois Nebel – Leben nach Fahrplan“ dem Thema auf innovative Weise. Die graphic novel um das Leben eines Bahnwärters an der tschechisch-polnischen Grenze zum Altvatergebirge (dem ehemaligen Sudetenland) spiegelt die Aufarbeitung deutsch-tschechischer Geschichte zu Zeiten der „samtenen Revolution“ in den eindrücklichen Bildern eines Comic-Romans. Ein Projekt Laufer Schüler mit Zeitzeugen der Vertreibung zum Thema holt diesen Abschnitt deutsch-tschechischer Geschichte in die Gegenwart.

** Der Rechteinhaber der Fotografie ist trotz eingehender Recherche des AdSD nicht bekannt. Wenn Sie Hinweise auf den Inhaber des Urheberrechtes haben, bitten wir um Mitteilung an das Stadtarchiv Lauf.*

Von Sandau nach Schnaittach

Die Vertreibung der Marie Seyfried (1895 – 1979) aus dem Hultschiner Ländchen im Jahre 1946

Birgit Kroder-Gumann

Im Jahr 2016 jährt sich die offizielle Abschiebung der Sudetendeutschen aus der ehemaligen Tschechoslowakei zum 70. Mal. Auch in dem im mährischen Nordosten des Landes an der Grenze zu Polen gelegenen Hultschiner Ländchen waren viele Oberschlesier betroffen. Das schlesische Gebiet war nach den Vereinbarungen des Versailler Vertrages von 1919 der Tschechoslowakei zugeschlagen worden. Die Festlegung der Zugehörigkeit einiger Landgemeinden und Gutsbezirke, darunter die



Abb. 2: Familie Kaschny, Marie Kaschny mit ihrer Mutter Anastasia und den Geschwistern (stehend, von links) August, Ottilie und Joseph. Bruder Eduard fehlend, Aufnahme vor 1915. Foto: Privat



Abb. 1: Marie Seyfried, geb. Kaschny: Portraitaufnahme, ca. 1920. Foto: Privat

Ortschaft Sandau, erfolgte endgültig jedoch erst 1923. Der politische Bezirk Hultschin wurde entsprechend dem Münchner Abkommen von 1938 im gleichen Jahr deutsch besetzt, als Landkreis dem Deutschen Reich eingegliedert und kam im April 1939 an den Landkreis Ratibor. 1945 ging das Gebiet erneut an die Tschechoslowakei. Im Jahr 1946 erfolgte die zwangsweise Aussiedlung. Betroffen war auch die Familie der Verfasserin dieses Berichts. Sie erzählt stellvertretend für die Schicksale ihrer Zeitgenossen/-innen aus dem Hultschiner Ländchen die Geschichte ihrer Großmutter, Marie Seyfried, geb. Kaschny (1895 – 1979) aus Sandau (jetzt Pišť), so wie sie von dieser und ihren Kindern erlebt und weitergegeben wurde.

(Abb. 1)

Der Schicksalstag

Es war der 13. September 1946. In dem kleinen Ort Sandau nahmen zwei

Lastwagen mit offener Ladefläche die Betroffenen von mehreren Stationen auf. Diese hatten erst kurz zuvor die Mitteilung von ihrer unmittelbar bevorstehenden Zwangsausweisung und die Aufforderung, an diesem Tag bereitzustehen, erhalten. Marie Seyfried, geb. Kaschny, hatte am Tag zuvor das Grab ihrer Mutter aufgesucht und sich unter Tränen von ihrem bettlägerigen Vater verabschiedet, der als Häusler im Elternhaus von Marias Schwester Ottilie gepflegt wurde. Anschließend verbrachte sie lange Zeit in der Kirche ihres Heimatortes und betete zu der Muttergottes, bat flehentlich darum, dass ein Wunder geschehe, dass die Familien die Heimat nicht verlassen müssen. Im Morgengrauen versorgte sie zum letzten Mal in ihrem Leben das Vieh ihrer Landwirtschaft. Sie sollte ihre Heimat nicht wieder sehen.

Die Herkunft und die Gründung der eigenen Familie

Marie war das zweite Kind ihrer aus Sandau stammenden Eltern Eduard Kaschny und Anastasia, geb. Malura. Möglichst allen Söhnen, Joseph, Eduard und August, sollte trotz der wirtschaftlich beengten Verhältnisse ein Studium ermöglicht werden. Marias Lieblingsbruder Joseph wurde Ingenieur, er war Vorbild und Stolz der Familie. Auch

Marie lernte fleißig. Als jedoch nach der jüngsten Schwester Ottilie noch Zwillingsschwestern geboren wurden, musste sie die Schule verlassen, um im Haushalt und bei der Kinderversorgung zu helfen. Wenngleich die beiden Mädchen das Kindesalter nicht überlebten, war Marie damit der Zugang zu einer weiterführenden Schulbildung versperrt. **(Abb. 2)**

Im Ersten Weltkrieg wurden die Brüder eingezogen. 1914 schrieb Joseph einen Abschiedsbrief nach Hause. Er wuss-

te, dass der geplante Feldeinsatz nicht zu überleben sei. In wohl gewählten Worten nahm er Abschied. Die Familie hütete Josephs letzten Brief wie einen Schatz, und Marie hatte ihn dabei, als sie 1946 Sandau für immer verlassen musste.

Marie, genannt Mareka, war in der Erinnerung ihrer einzigen Schwester Ottilie das begehrteste Mädchen in Sandau. Sie war stolz, klug und fleißig. Außerdem erhielt sie von ihrer kinderlosen Patentante einen Bauernhof

überschrieben. Sie konnte unter ihren Verehrern auswählen und entschied sich für den charmanten Maurer und Polier Adolf Seyfried (1894 – 1965) aus Sandau. Ihr musikalischer Bräutigam hatte einen schönen Tenor und spielte wie sein Vater und seine Geschwister mehrere Instrumente. Er entstammte der Linie des Ignaz von Seyfried (1776 – 1841), der mit Mozart und Beethoven musizierte, die von Fürst Lichnowsky, Eigentümer des Schlosses im benachbarten Kuchelna, unterstützt wurden. **(Abb. 3)**

Marie und Adolf feierten im Januar 1920 Hochzeit. Ihr einziger Sohn Willi kam im Dezember des gleichen Jahres zur Welt. Ihm folgten die Geburten der Töchter Agnes (1923 – 1991), Adelheid (1926), die allerdings nach wenigen Tagen verstarb, Gertrude (1928 – 2013) und Elisabeth (1931). Insbesondere Marie bewirtschaftete den mittelgroßen Bauernhof. Adolf konnte sie dabei wenig unterstützen. Er arbeitete am Bau und war nebenbei Jäger. Bis zum Ausbruch des Krieges verbrachte er viel Zeit bei der Hege des Forstes des Fürsten in Kuchelna. Die Kinder mussten schon in jungen Jahren im Haushalt, im Stall und auf dem Feld mithelfen. **(Abb. 2)**

Der Krieg

Adolf, der im Ersten Weltkrieg die Schlacht bei Verdun überlebt hatte, wurde 1939 nicht eingezogen. Während der NS-Zeit engagierte er sich als Vorstand bei der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt (NSV), die in Sandau die Ortsarmen betreute. Auch Marie versorgte die Ortsarmen mit Lebensmitteln und backte regelmäßig Brot für sie mit. 1941 bekam Adolf den Befehl, 18 kriegsgefangene Engländer, die im Jägerhaus der neun Kilometer entfernten Ortschaft Wreschin arbeiteten, zu überwachen und ihnen die Arbeit zuzuteilen. Er war kaum mehr zu Hause. Im letzten Kriegsjahr musste Adolf schließlich beim Volkssturm einrücken. Er kam bis Prag. Seine Familie blieb über sein Schicksal im Ungewissen.

Zur Verzweiflung ihrer Familien mussten die Söhne des Dorfes Kriegsdienst leisten. Es gab sehr viele Opfer, nahezu jede Familie im Ort war betroffen. Auch Willi wurde einberufen. Er traf am 9. Februar 1943 im Kessel bei Woronesch (Russland) zufällig seinen Schulfreund Franz Joschko wieder. Die Deutschen befanden sich auf dem Rückzug. Es war Winter. Als Willi schwer verletzt wurde, bat er seinen Freund, seinen Rosenkranz der Mutter zu bringen. **(Abb. 5)**

Er verstarb und Franz Joschko überbrachte Marie den Rosenkranz und der Familie die Todesnachricht. Mit der Nachricht von Willis Ableben veränder-



Abb. 3: Hochzeitsbild. Das Brautpaar Marie und Adolf Seyfried ließ sich am 13. Januar 1920 trauen. Foto: Privat

te sich das Leben aller Familienmitglieder schlagartig. Seine Schwester Agnes schenkte Franz Joschko bald darauf ihre Zuneigung. Als ihr Freund im November 1944 fiel, ging Agnes als Kriegsbraut in Trauer und trug beim Gedenkgottesdienst traditionell einen Myrtenkranz auf einem Kissen. Auch die Stimmung im Ort hatte sich seit Kriegsbeginn geändert. Zu der Angst und der Trauer um die Männer, die Väter, Söhne, Brüder und Freunde kam die Sorge um die Zukunft und vor der näher kommenden Gefahr eines Angriffs der Roten Armee. Die lokalen Spannungen der politischen Gruppierungen, der „Deutschen“ und der „Tschechen“, mündeten oft in einen schwierigeren Alltag. Die Kinder spürten die Veränderungen. Zu Hause wurde über „die Anderen“ und deren Feindseligkeiten von beiden Seiten oft schlecht geredet. Mit deutschen Kindern befreundete Kinder der tschechischen Ortsfunktionäre waren unsicher, wollten sich oft heraushalten, wurden teilweise von zu Hause beeinflusst und ließen ihre Altersgenossen/-innen deshalb nach der Kapitulation manchmal ihre scheinbare Überlegenheit spüren. Manche der Freundschaften überstanden die Zeit unbeschadet, wenn sich die Kinder unbeirrt von der von den Männern geführten Politik in ihrer Spielwelt isolierten und den Verboten zum Trotz, teilweise wegen der Sanktionen auch heimlich, ihre Freundschaften pflegten. Alle Sandauer Kinder sprachen neben dem mährischen Dialekt oder „Ponatschemu“ Deutsch. Sie waren vielfach untereinander befreundet, wie es in einem kleinen Ort (Sandau hatte zu dem Zeitpunkt ca. 1500 Einwohner) üblich ist.

Während der gesamten Kriegsjahre war Agnes die Stütze der Familie und insbesondere ihrer Mutter. Sie arbeitete unermüdlich, auch mit dem schweren Pflug. Agnes, zwischenzeitlich 22 Jahre alt, blieb zunächst bei Marie in Sandau, als die Soldaten der Wehrmacht im April 1945, kurz vor dem Kriegsende, etliche Mädchen und Mütter zum Schutz vor den Russen nach Klein-Morau in Sicherheit bringen wollten. Dabei mussten sie durch den Kessel von Troppau, wo links und rechts geschossen wurde. Ein Rotarmist verlangte die Armbanduhr von Trude. Als diese affektiv ihren Arm versteckte, hielt der Soldat ihre Pistole an den Kopf und drohte vor den Augen ihrer erschreckten kleinen Schwester Else, sie zu erschießen. Trotz solcher gefährlichen Situationen erreichten sie ihren Fluchtort.

Am 20. April 1945 marschierten die Russen in Sandau ein. Russische und tschechische Soldaten bezogen auch in Maries Hof Quartier. Als Marie versuch-



Abb. 4: Agnes Seyfried mit Pflug. Die Kühe wurden auch oft von der jungen Else geführt, die ihre liebe Mühe damit hatte. Aufnahme ca. 1943.

Foto: Privat

te, den Speck zu verstecken, wurde sie die Kellertreppen hinuntergestoßen und eingesperrt. Marie arrangierte sich schließlich mit der Situation und nahm sich insbesondere des jungen russischen Kochs an, der im Zimmer ihres gefallenen Sohnes schlief. Der sorgte dafür, dass Marie volle Eimer und Töpfe aus der „Gulaschkanone“ der Feldküche im Hof erhielt, sodass Marie die Not von hungrigen Sandauern vielfach lindern konnte.

Agnes machte sich mit dem Fahrrad auf den gefährlichen Weg in das 90 Kilometer entfernte Klein-Morau, um ihre Schwestern zu suchen. Agnes, die immer einen Tag vor der nachrückenden Roten Armee herfuhr, erreichte die Villa in Klein-Morau, bevor diese von russischen Soldaten gestürmt wurde. Herzklopfend warteten alle Sandauer Mädchen in ihrem Versteck. Die Frauen hatten einen Schrank vor ihre Zimmertür geschoben und sich davor gelegt. Die Frauen blieben unbehelligt, die Mädchen unentdeckt. In der Nacht der Kapitulation, am 8. Mai, Trudes 17. Geburtstag, führte Agnes die Mädchen auf den Friedhof. Sie verbargen sich unter den Mauersteinen. In den Tagen danach, auf dem Heimweg nach Sandau, kam es zu schrecklichen Situationen. Sie bekamen den Suizid einer jungen Frau mit, die bei einem Fluchtversuch aus dem Fenster sprang, und hörten die Schreie von Vergewaltigungsopfern. Trude musste sich auf Geheiß von Agnes eine Tracht anziehen und einen Leiterwagen ziehen, um als alte Frau zu wirken. Immer wieder war es notwendig, sich zu verstecken. Bei Freudenthal

im Sudetenland fanden sie einen toten deutschen Soldaten. Sie nahmen seine Erkennungsmarke mit und gaben sie in Freudenthal ab. Nach einigen Tagen erreichten sie Sandau. In all dem Leid gab es das Glück des Wiedersehens für die Mutter und die Schwestern, das sich wiederholte, als der Vater am 24. Mai 1945, Maries 50. Geburtstag, unverletzt vor der Tür stand.

Nach dem Ende des Krieges kam das Gebiet erneut an die Tschechoslowakei. Marie bewirtschaftete weiter ihren Hof. Adolf hatte die Aufgabe, tagsüber ortsfremde Tschechen im Wald anzulernen, ihnen die Liegenschaften des Forstes zu zeigen und sie in die Hege einzuweisen. Das Verhältnis zwischen den Männern war unkompliziert. Adolf übte mit ihnen auch das Jagen und den Umgang mit den Gewehren. Jeden Abend musste er sich „stellen“ und wurde über Nacht eingesperrt.

Unzählige Russen bewegten sich über die Hauptstraße von Sandau in Richtung ihrer Heimat, über die während der letzten Kriegsjahre in umgekehrter Richtung zahlreiche Trecks von flüchtenden Deutschen aus dem jetzigen Polen gezogen waren. Am 13. September 1946 fuhren zwei Lastwagen die Hauptstraße entlang. Sie sammelten die deutschen Familien auf, die ihre Heimat verlieren sollten.

Die Zwangsausweisung

Das Schicksal des erzwungenen Abschieds von der Heimat einer ungewissen Zukunft entgegen traf in Sandau hart und unvermittelt außer den Seyfrieds die Familien Wallner, Kaschny,



Abb. 5: Willi Seyfried: Portraitaufnahme vor 1943.

Foto: Privat

Foitzik, Urbisch, Schellberg, Palmer, Bitomsky, Tell und Wallner sowie Frau Schwan. Zum Verabschieden waren hauptsächlich Verwandte und einige Freunde gekommen. Viele Sandauer hatten jedoch Angst verspürt, manchen war das Schicksal der „Deutschen“ egal oder sie waren damit einverstanden und etliche mieden die Situation aus dem Gefühl der Gleichgültigkeit und waren deshalb zu Hause geblieben. Marie Seyfried weigerte sich schreiend und verzweifelt aufzusteigen und wurde gewaltsam auf die Ladefläche geworfen. Die Seyfried-Schwester umarmten den Hund des Vaters, bis Adolf das schließlich nicht mehr ertrug und ihn heimschickte. Das gut dressierte Tier folgte winselnd dem Befehl. Pfarrer Aloys Hrubý segnete die Scheidenden an der Kapelle. Die Lastwagen bogen in die Straße Richtung Hultschin ein und hatten der vielen Menschen und ihres

jeweils 30 Kilogramm schweren Gepäcks wegen Probleme, den Hügel an der Kirche zu erklimmen. Die Männer mussten absteigen und schieben. Sie sangen dabei die Volksweise „Oberschlesien ist mein liebes Heimatland“, das sie so oft in vertrautem Kreis der Familien und Freunde auf dem Feld und am Kartoffelfeuer gesungen hatten, während die Frauen weinten und ihren Verwandten und Freunden zuwinkten, bis auch die markante Kirchturmspitze von Sandau nicht mehr sichtbar war.

In den Baracken von Karvin musste die „Entlausung“ erduldet werden, eine insbesondere für die Frauen – die wie Marie Seyfried die traditionelle Tracht, Rock mit langer Schürze und Kopftuch trugen – entwürdigende Situation. Die Weiterbeförderung einige Tage später erfolgte etappenweise in Viehwaggons mit jeweils 30 Menschen und ihrem Gepäck. Selten durfte der Waggon ver-

lassen werden. Von dem Eimer für die Notdurft in der Mitte des Waggons ging bald ein übler Geruch aus. Am 26. September 1946 war für die Sandauer der Transport zu Ende. Sie durften die Viehwaggons in Lauf (links) verlassen. Von hier aus wurden sie nach Lauf, Bullach und Röthenbach verteilt. Frau Schwan kam nach Hedersdorf und die Seyfrieds nach Schnaittach. Dessen Forstamtstelle hatte unter den Vertriebenen einen Forstmann gesucht und ihn in dem Polier und Waidmann Adolf Seyfried gefunden.

Die Ankunft und das Leben in Schnaittach

Ein Auto brachte die Familie von Lauf in die Marktgemeinde und lud sie vor dem „Stauernwirt“ (Festungsstraße 7) aus. Nach langer Zeit, in der sie vergeblich auf eine Abholung wartete, ließ ihr ein freundlicher Zeitgenosse einen Leiterwagen und schickte sie Richtung Bürgerweiher, wo die Seyfrieds, wie offenbar bekannt war, in den benachbarten Häusern der Familien Haas, Härlein und Lang zwangseingewiesen waren. Die zarte Else war krank. Ihre Beine trugen sie nicht mehr. Agnes und Trude kamen zur Familie Haas, Hausname „beim Riesen“, Nürnberger Straße 57, Marie und Else mussten in das benachbarte Anwesen zu der Familie Härlein und Adolf war im nächsten Haus bei Frau Lang einquartiert. Marie und Else mussten in der Hopfendarre schlafen. Die von Adolf zum Eindämmen der Zugluft in die Ritzen gestopften Säcke vom Transport musste er auf Geheiß des Hausherrn wieder entfernen. In dem strengen Winter 1947 erfroren Else so die Füße, ihrer Mutter die Ohren und die Nase. Die Bitte von Else um etwas warme Milch für den damals ebenfalls schwer erkrankten Vater wurde abgelehnt mit der Begründung: „Die Milch brauch mer für die Sai.“ Marie flickte im Winter die Hopfensäcke und richtete für die Härleins bei der Wolfshöhe Feldarbeit. Sie musste sich ihre Mahlzeiten jedoch in der Volksküche mitten im Ort abholen. Eine Brotzeit für eine Flüchtlingsfrau wurde trotz der Mithilfe nicht gereicht. Marie, die in Sandau sehr geachtet und der Mittelpunkt der Familie war, hatte zu Hause stets mehr Brot als für den eigenen Bedarf gebacken und großzügig verteilt. Nun litt sie Hunger. Im Rückblick lässt sich erkennen, dass Marie durch den Verlust ihres Sohnes und der Heimat, die Kriegsergebnisse und die Zwangsausweisung traumatisiert war. Die demütigende Situation und die spürbare Herabwürdigung ihrer Persönlichkeit verstärkten die seelischen Erkrankungen. Die heranwachsende Else war von dem Zustand ihrer Mutter am meisten betroffen. Sie



Abb. 6: Familienbild Seyfried. Agnes, Marie, Adolf, Else und Trude Seyfried vor dem Eingang in der Erlenstraße 7 in Schnaittach, Aufnahme ca. 1950. Foto: Privat

half auf Vermittlung von Bürgermeister Brandmüller in der Volksküche beim Stauernwirt in der Festungsstraße. Dort aßen, gegen Lebensmittelmarken, auch die Rückkehrer aus dem Krieg. Die Reste bekam Else oft mit nach Hause. Sie trug so zur Versorgung der Familie bei und minderte den Hunger insbesondere der Eltern. Agnes und Trude hatten es unvergleichlich besser getroffen. Das anfängliche Misstrauen, die Fremdheit und der Ärger über die Zwangseinweisungen wichen bei der Familie Haas schnell. Die Schwestern fuhren täglich mit dem Zug nach Lauf und arbeiteten Akkord in der „Stemag“. Sie erhielten Schwerarbeiterzulage und extra Lebensmittelmarken. Die Seyfrieds hielten Kontakt mit den anderen „Flüchtlingen“ aus Sandau, insbesondere zu Marie Wallner und ihrer Familie. Daher gingen die meisten Spaziergänge von und nach Bullach. Die Älteren sprachen über die Heimat, die

Jüngeren hatten altersentsprechende Themen, erzählten von neuen Freundschaften, dem Alltag in der Fabrik und den Freizeitvergnügungen. Die Familie Haas nahm auch die Gäste aus Bullach gern in ihrer Mitte auf. Es wurde gesungen und gelacht und die alte „Riesin“ meinte später einmal zu Vater Adolf in fränkischem Dialekt, er solle ihr nicht böse sein, wenn sie gewusst hätte, wer da kommt, wäre sie anfangs nicht so gewesen. Daraufhin erwiderte er lächelnd, es sei doch alles ganz in Ordnung, er habe sie damals sowieso nicht verstanden. Die Tochter des Hauses, Christine „Tine“ Haas, und ihr späterer Ehemann Michael Falkner waren zeitlebens mit „ihrer“ Flüchtlingsfamilie freundschaftlich verbunden.

Marie, Adolf und Else durften gemeinsam zu der Familie Linhardt in die Nürnberger Straße 40 ziehen. Frau Linhardt

meinte später einmal, sie konnte das Elend nicht mehr länger mit ansehen und habe die drei daher aufgenommen. Marie und Adolf waren ein gemeinsames Eheleben gar nicht mehr gewohnt. Zehn Jahre lang, seit Beginn des Krieges, waren sie zumeist voneinander getrennt gewesen, mussten jeweils alleine kämpfen und ihre Frau bzw. ihren Mann stehen. Adolf war zwischenzeitlich im Forstamt Schnaittach angestellt, hatte sicher auch wegen seiner umgänglichen Art neue Bekanntschaften geschlossen und nahm gerne am lokalen gesellschaftlichen Leben teil. Er kümmerte sich streng, aber gütig um seine Töchter und achtete auf deren guten Ruf.

(Abb. 6)

Es hätte ihm gefallen, wenn es auch seiner Frau möglich gewesen wäre, sich aufgeschlossen und mutig auf das neue Leben einzulassen. Marie konnte diesen Wunsch oder diese Forderung aber nicht erfüllen. Zu schrecklich waren ihre Traumata, zu groß die Verluste. Nahm sie es ihrem Mann übel, dass dieser sie bat, ihre Tracht abzulegen und „moderne“ Kleidung zu tragen? Wollte er mit einer Anpassung an die Mode erreichen, dass seine immer noch schöne Frau ihre Ausstrahlung wieder erreicht? Marie widersetzte sich seinem Wunsch. „Dann habe ich ja gar nichts mehr“, war ihre Begründung, die Tradition der Kleidung ihrer Heimat nicht zu brechen. Die Tracht gehörte zu ihrer Identität. Ihre Töchter unterstützten sie dabei.

Marie arbeitete zwischenzeitlich als „Kulturfrau“ im Pflanzgarten in Schnaittach und am Lochhof. Sie hatte ihren schnellen Gang beibehalten und ging überallhin zu Fuß, auch zu den Sandauern nach Bullach oder Lauf. Ihre Töchter trugen erfolgreich zum Lebensunterhalt bei. Agnes und Trude hatten sich in die Brüder Georg und Karl Kroder verliebt. Sie heirateten 1951 bzw. 1953 in der katholischen Kirche St. Kunigund. Else, das Nesthäkchen, verliebte sich in Oswald Gramann, der wie ihr Vater im Forstamt arbeitete. Im Gegensatz zu ihren Schwestern, deren Schwiegermutter, die Witwe Marie Kroder, sich über das Glück ihrer Söhne freute, mussten Else und Oswald um ihre gemeinsame Zukunft kämpfen. Oswald entstammte einer gutbürgerlichen und angesehenen Familie. Sein Vater akzeptierte die künftige Braut problemlos und nahm freudig bis zu seinem frühen und plötzlichen Tod 1956 Anteil an ihrem Glück. Seine Mutter jedoch machte ihnen das Leben schwer. Die beiden trafen sich daraufhin lange heimlich. Im Jahre 1955 feierten sie allen Widrigkeiten zum Trotz ihre Hochzeit. Die Seyfrieds hatten in der Erlenstraße eine kleine Mansardenwohnung der Baugenossenschaft zugewie-



Abb. 7: Familie Seyfried und Schwiegersöhne. Vorne, von links: Vater Adolf und Mutter Marie Seyfried, ihr Schwiegersohn Georg Kroder und ihre Nichte Ordensfrau Sr. M. Irmtraud aus Klosterneuburg. Hintere Reihe, von links: Trude und Karl Kroder, Else Gramann, Agnes Kroder und Oswald Gramann. Aufnahme ca. 1958. Foto: Privat

sen bekommen, in die bis zur ersten eigenen Wohnung der jungen Eheleute einstweilen auch Oswald Gramann einzog. (Abb. 7)

Es waren keine zehn Jahre vergangen seit dem Tag der Zwangsausweisung. Die Seyfried-Mädels hatten neue Wurzeln gefunden, vor allem durch ihre Partner. Noch immer gab es in der örtlichen Bevölkerung Vorbehalte gegen die „Flüchtlinge“, die sich in manchen Fällen über Jahrzehnte nicht abbauen ließen. Je weiter der Wiederaufbau gedieh und die Kriegszeiten sich von der Gegenwart entfernten, desto mehr wuchsen die Menschen in Schnaittach zusammen. Die alte Heimat jedoch, in die Marie tausendfach im Traum zurückgekehrt war, schien unwiederbringlich verloren. Unzählige Briefe wurden insbesondere zwischen den Schwestern Marie und Ottilie gewechselt. Vor allem am Anfang gab es viele Zensuren, die Briefe waren

geöffnet und ganze Passagen unleserlich gemacht worden. Die beiden sehnten sich nach einem Wiedersehen. Als die Einreise in das im Ostblock abgeschottete Land, mit Visumpflicht, möglich wurde, reiste zunächst Else mit Mann und der kleinen Tochter „nach Hause“ zu ihrer geliebten Tante Otti. Im jährlichen Wechsel folgten Trude mit Karl und ihrem Sohn sowie Agnes mit Georg und ihrer Nichte, der Tochter von Trude und Karl. Es gab berührende Begegnungen, etwa mit Onkel Eduard, Maries Bruder, der im nur zwei Kilometer entfernten Habergrund lebte, das jedoch zu Polen gehört.

Die Seyfried-Mädels gingen die altvertrauten Wege ab, sie besuchten den sonntäglichen Gottesdienst und palaverten danach lange mit den Bekannten. Sie verteilten auch im Auftrag ihrer Mutter Geschenke und erhielten solche, auch an die „Mareka“, wie ihre Mutter

immer genannt worden war. Ottilie war übergelukkig über das Leben in ihrem kleinen Haus und empfing die vielen Besucher/-innen ihrer Gäste mit Freude. Marie jedoch wagte die Reise in ihre Heimat nicht. Zu viele Gefühle wären auf sie eingestürmt. Ein Wiedersehen war den Schwestern deshalb nicht vergönnt. Beide gingen täglich zur Frühmesse – in Sandau wie in Schnaittach – und waren in Gedanken mit der anderen verbunden.

Marie und Adolf erlebten einen harmonischen Lebensabend in Schnaittach, genossen den Zusammenhalt und die Harmonie in ihrer großen Familie und die Besuche bei und von den Sandauer „Flüchtlingen“. Marie starb am 24. Oktober 1979, 14 Jahre nach ihrem Mann, im gesegneten Alter von 84 Jahren zu Hause im Kreise ihrer Töchter, Schwiegersöhne und Enkelkinder.

FUNDGRUBE

erscheint halbjährlich in der Pegnitz-Zeitung.

Herausgeber:

Verlag Hans Fahner GmbH & Co. KG,
Nürnberger Straße 19,
91207 Lauf a.d. Pegnitz

Redaktion:

Stadtarchiv Lauf

Layout:

Silvia Leitenbacher

Druck:

Verlag Nürnberger Presse
Druckhaus Nürnberg GmbH & Co. KG

Beiträge werden an das Stadtarchiv Lauf, Dr. Ina Schönwald, Spitalstr. 5, 91207 Lauf a. d. Pegnitz, info@stadtarchiv-lauf.de erbeten.

Alle Rechte vorbehalten.

Nachdruck (auch auszugsweise) nur mit schriftlicher Genehmigung des Verlages.